

Liebe Kolleginnen,

Feminismus ist uncool, überholt und unnötig. Machen Sie sich keine Sorgen, sagen alte Männer zu mir, augenzwinkernd, beschwichtigend, im Ton herablassender Nachsicht, den sie für die geistig Minderbemittelten reserviert haben, machen Sie sich keine Sorgen, die junge Generation schafft das alles mit links!

Was, alles?

Na, einfach alles. Die haben das drauf. Die machen das viel besser.

Partnerschaft. Vereinbarkeit. Beruflicher Erfolg.

Ich würde es gerne glauben. Jugend als Zaubermittel, das natürliche Weisheit generiert, die dann alle Probleme löst und alle Fallen beseitigt, in die wir gestolpert sind.

Aber wir waren doch auch jung. Warum hat das Zaubermittel bei uns nicht gewirkt? Warum haben wir uns an gläsernen Decken die Köpfe gestoßen, den Großteil der Hausarbeit aufgehalst bekommen, die Kinder ganz oder nahezu im Alleingang erzogen, zu wenig verdient, zu viel ausgeben müssen und eine eher bescheidene Alterspension erwirtschaftet?

Vielleicht, weil Fröhlichkeit und Zuversicht, das eigene Schicksal betreffend, doch nicht ausreichen, um nicht in Fallen zu tappen, an Strukturen zu scheitern, vom Patriarchat eine übergebraten zu bekommen?

Einige von uns, ziemlich viele sogar, haben sich eh nicht damit begnügt, nur das eigene Schicksal im Auge zu behalten. Und es ist uns ja auch gelungen, das Patriarchat in Frage zu stellen, Strukturen zu verändern, Fallen zumindest als solche kenntlich zu machen und davor zu warnen.

Aber ist damit schon alles gelaufen? Und hätten wir uns alle Mühe sparen können, weil ja die jungen Frauen – und die jungen Männer - heutzutage ganz von selber alles besser machen, kraft einer besonderen Problemlösungskompetenz, die sich allein vom Geburtsjahrgang herleitet und nichts mit gesellschaftlichen Rahmenbedingungen zu tun hat?

Neulich, bei einer Veranstaltung des Frauennetzwerks Medien (einige von euch werden sich vielleicht erinnern): Politikerinnen sind eingeladen, ihre Vorhaben und Absichten in bezug auf die weibliche Hälfte der Bevölkerung darzulegen. Wie so oft, wenn es um Frauenpolitik gehen soll, wird die meiste Zeit über die Vereinbarkeitsfrage geredet – Beruf, Haushalt, Kinderbetreuung -, aber auch darüber, dass die Vereinbarkeit doch eigentlich nicht nur die Frauen was angeht. Und so weiter. Wir kennen die Litanei.

Und schon meldet sich die jüngste der Politikerinnen zu Wort und sagt, dass sie diese Diskussion überholt findet. Wir Jungen machen das besser, sagt sie. Für uns ist das überhaupt kein Problem mehr. Ich werde demnächst heiraten, sagt sie, und ich verstehe nicht, warum ich über Hausarbeit streiten soll. Was ist denn das für eine Liebe, sagt sie, wenn man über Hausarbeit streitet. Mir macht Staubsaugen nichts aus, sagt sie.

Ja, ich alte Häsin habe die Augen verdreht und geseufzt. Innerlich zumindest. Aber wenn ich in mich gehe, muss ich fragen: war ich so viel anders, als ich jung war? Theoretisch hab ich viel gelesen und gewusst über Frauenbenachteiligung und das System, das dahintersteht – aber habe ich es auf mich bezogen? Auch ich war, auch *wir* waren zunächst mal optimistisch, von uns überzeugt, davon überzeugt, dass uns, unserer Generation, ein Leben glücken würde, das sich von dem der älteren Frauen, von dem unserer Mütter, grundlegend und in befriedigender Weise unterscheiden würde.

*Für mich gilt das nicht. Das kann mir nicht passieren. Ich werde es schaffen.  
Mir stehen doch alle Türen offen.*

Wir wollten nicht werden wie die alten Weiber. Wir wollten nicht werden wie unsere Mütter. So abgestrudelt. So frustriert. So resigniert.

Manchmal denk ich mir, wir wären schon viel weiter, wenn nicht jede neue Frauengeneration sich erst einmal von ihren Müttern abgrenzen und lossagen müsste.

Zuversicht ist per se nichts Schlechtes. Zuversicht gehört zum Jungsein. Und Zuversicht sollte auch zum Alter gehören, denn die Alternative hiesse Verzweiflung. Aber die Zuversicht sollte uns den Blick auf die Realität nicht verstellen. Verzweiflung nein, Zweifel ja. Zum Beispiel Zweifel an der Legende, dass wir uns nur von unseren Müttern distanzieren müssten, um alles richtig zu machen. Sie dient lediglich dazu, uns gegeneinander auszuspielen. Junge Frauen gegen ältere. He, Mädels, sagen die alten Männer – und die taffen jungen -, he, Mädels, seht sie euch an, die alten Weiber, die können euch doch nicht das Wasser reichen, lasst euch bloß nicht mit denen blicken, streift nicht an sie an, das haut euch eure Performance zusammen, lasst sie reden, was geht es euch an.

Aber die Legende vom Generationenwechsel, durch den sich alle Probleme von selber lösen, ist nichts weiter als ein blöder Schmäh. Von nichts wird nichts. Von selber passiert gar nichts. Die Welt wird nicht ohne unser Zutun besser, gerechter, schöner. Es gibt keine soziale Evolution. Die Frauenrechte haben sich nicht entwickelt wie der aufrechte Gang, sie sind erkämpft und erstritten worden. Und wenn wir nichts tun, dann geht auch nichts weiter. So einfach ist das.

Also: Viel Zuversicht in jungen Jahren. Alle Türen stehen offen. Chancen über Chancen. Wann fängt es an, anders zu werden?

Beim ersten Kind, sagen die einen. Stimmt, da passieren entscheidende Weichenstellungen. Und wir wissen auch, wie sie mehrheitlich ausfallen. Männer gehen, wenn überhaupt, nur kurz in Karenz. Von denen, die über diese Heldentat – vollbracht mit heftiger Unterstützung von Mutter und Schwiegermutter – Bücher schreiben, rede ich jetzt gar nicht. Tatsache ist jedenfalls: Mehrheitlich stellen Mütter ihren beruflichen Ehrgeiz länger zurück als die Väter. Weil der Vater mehr verdient. Weil er gerade so ein tolles Jobangebot hat. Weil er – ach, was, wir kennen die Palette an Gründen. Und die Arbeitgeber tragen das Ihre dazu bei, indem sie es zum Beispiel zu riskant finden, einer jungen Mutter anspruchsvolle Aufgaben zu überantworten. Heraus kommt eine so genannte weibliche Erwerbsbiographie mit Unterbrechungen und jahrelanger Teilzeitarbeit.

Aber auch ohne Kinder: plötzlich ziehen die Männer davon. In Sachen Gehalt. In Sachen Beförderung.

Wie kommt das? Jahrelang haben wir auf mehr Bildung gebaut und vertraut. Inzwischen schliessen mehr Mädchen ein Studium ab als Burschen, und es gibt viele hoch qualifizierte junge Akademikerinnen. Aber, böse Überraschung: Der Einkommensunterschied zwischen ihnen und den gleichaltrigen Akademikern, männlich, ist größer als der zwischen Pflichtschulabsolventen und –absolventinnen. Bei denen beträgt er, einer Studie der Arbeiterkammer zufolge, rund 20 Prozent, im akademischen Bereich macht er hingegen rund 27 Prozent aus. Das lässt sich nicht nur mit Teilzeit erklären und damit, dass Frauen häufig in schlechter bezahlten Branchen arbeiten, sondern das liegt auch daran, dass sie öfter

überqualifiziert in nicht adäquaten Positionen eingesetzt werden. Sollen sie halt solche Angebote nicht annehmen? Das sagt sich leicht. Aber was tun, wenn frau dringend einen Job braucht?

Ein kleines Beispiel aus der Arbeitswelt: Ein Mann und eine Frau besuchen beide Fortbildungsveranstaltungen, die ihre Firma anbietet, in der Arbeitszeit. Der Mann bekommt dafür zusätzliches Geld, die Frau nicht. Das weiss die Frau nicht. Als sie es durch Zufall erfährt, ist sie fassungslos.

Was ist passiert?

Hat sie schlechter verhandelt als er?

Genau genommen hat sie gar nicht verhandelt. Sie hat angenommen, dass Tätigkeiten, denen sie in ihrer Arbeitszeit nachgeht, durch ihr Gehalt abgegolten sind.

Hat er besser verhandelt? Vielleicht. Vielleicht hat ihm die Firma die Prämie aber auch einfach angeboten. Um ihn zur Fortbildung zu motivieren. Und weil er ja schliesslich mehr tut, als ausgemacht war, wenn er sich weiterbildet.

Von der Frau wurde erwartet, dass sie bereits motiviert *ist*, auch ohne Extrageld. Männer müssen gebeten werden. Um Männer muss gebuhlt werden. Wenn wieder einmal mehr Männer in erzieherische Berufe gefordert werden, dann nie ohne den Zusatz: Aber selbstverständlich muss das Gehaltsniveau angehoben werden. Und erzieherische Berufe brauchen mehr gesellschaftliches Ansehen! Sonst bleiben die Männer weiterhin weg, und wer möchte ihnen das verübeln?

Oder, anderes Beispiel: Eine Bankangestellte kommt nach Jahren drauf, dass die Zusatzkrankenversicherung, die die Bank ihren Angestellten zahlt, bei ihren männlichen Kollegen auch Ehefrauen und Kinder einschliesst. Für die Angehörigen der weiblichen Angestellten gibt es dieses Zuckerl nicht.

Ich könnte noch viele solcher Beispiele erzählen. Männer kriegen zusätzliche Sozialleistungen, Frauen nicht. Männer kriegen Prämien, Frauen nicht. Männer werden für gleichwertige Arbeit höher eingestuft als Frauen. Frauen übernehmen die Agenden einer Führungskraft, werden aber nicht als Führungskraft bezahlt. Und so weiter.

Das alles ist möglich, weil es keine Einkommenstransparenz gibt. In manchen Firmen ist es den Beschäftigten bekanntlich bei Strafe verboten, ihr Gehalt „auszuplaudern“. Und das alles läuft so, wie es läuft, weil männliche Arbeitsleistung per se eben immer noch höher bewertet wird als die von Frauen.

Ich will euch den Mut und die Zuversicht nicht nehmen. Ich will euch lediglich sagen: Wir sind leider noch nicht am Ziel einer geschlechtergerechten Gesellschaft.

Na gut, sagt ihr vielleicht, wir haben's längst begriffen, bzw. wir wissen es eh, wir müssen aufpassen, wir dürfen uns nicht für dumm verkaufen lassen, wir müssen uns wehren.

Aber warum netzwerken?

Weil gemeinsam statt einsam entlastet.

Weil einsam zu kämpfen isoliert. Weil es wichtig ist, Informationen auszutauschen. Zum Beispiel solche über Gehaltshöhen und Zusatzleistungen.

Und gemeinsam statt einsam ist wichtig, weil eine allein noch keine Strukturen ändert. Weil es aber notwendig ist, Strukturen zu ändern.

Wir sollen uns an männlichen Netzwerken ein Beispiel nehmen, heisst es. Das stimmt nur bedingt. Männliche Netzwerke dienen dem Machterhalt. Wir haben keine Macht zu erhalten. Und vielleicht sollten wir uns fragen, an

welche Macht wir wollen. Solange die Hierarchien sind, wie sie sind, ist es unser gutes Recht, Positionen darin einzufordern und die oberen Ränge nicht den Männern zu überlassen. Aber wer sagt, dass wir die bestehenden Hierarchien gut heissen, uns in sie einpassen, die männlich geprägte Ordnung übernehmen müssen?

Warum nicht eine solidarische statt einer beinharten Wettbewerbsgesellschaft?

Also nein, wir sind nicht alle Schwestern und wir müssen keine sein. Aber es gibt ein paar Sachen, die uns verbinden. Netzwerken heisst, das Verbindende zu erkennen und gemeinsam unsere gemeinsamen Probleme zu lösen.

Netzwerken heisst gegenseitige Unterstützung, aber nicht in jedem Fall und nicht unter Preisgabe der eigenen Wert- und Zielvorstellungen.

Frauensolidarität heisst nicht, alles gut zu finden, was Frauen tun, und sie blindlings zu unterstützen, auch bei Vorhaben, die unseren Ansichten, Bedürfnissen und Wünschen zuwiderlaufen.

Frauensolidarität heisst nicht – und diese Frage wird sich vielleicht bald wieder stellen - , eine Politikerin, zum Beispiel eine

Präsidenschaftskandidatin, zu unterstützen, nur weil sie eine Frau ist, auch wenn wir mit ihren Ansichten und ihrer Positionierung in wesentlichen Fragen nicht übereinstimmen.

Frauensolidarität ist, zu erkennen, wann und wo wir aufgrund unseres Geschlechts im selben Boot sitzen, und strukturelle Ungleichbehandlung, strukturelle Ungerechtigkeiten zu bekämpfen.

Wenn die Präsidenschaftskandidatin in ihrer Eigenschaft als Frau diskriminiert wird, wenn über ihr Styling gelästert, wenn ihr zu viel oder zu wenig Mütterlichkeit vorgeworfen, wenn sie als „unweiblich“ heruntergemacht

wird (was immer das sein soll) – dann müssen wir solidarisch sein und ihr beispringen.

Wenn sachliche, fachliche, inhaltliche Argumente gegen sie vorgebracht werden, dann können wir ihr ruhigen Gewissens unsere Unterstützung verweigern, falls wir sachlich, fachlich und/oder inhaltlich nicht mit ihr übereinstimmen.

Was können wir uns vornehmen für unsere journalistische Arbeit? Ein paar Vorschläge:

Wir machen nicht mit, wenn die Medien Bewerber und Bewerberinnen um eine öffentliches Amt wieder einmal mit zweierlei Maß messen. Wir lassen uns aber auch nicht hämisch mangelnde Frauensolidarität nachsagen, wenn wir eine Bewerberin sachlich, fachlich und inhaltlich kritisch unter die Lupe nehmen. Wir stellen das richtig und bestehen auf Begriffsklärung. Wenn nötig, immer wieder.

Zweitens: Wir stricken nicht mit am medialen Mythos vom Postfeminismus. Post ist erst ein Thema, wenn feministische Zielsetzungen erreicht sind. Da geht die Post ab.

Drittens: Wir fragen uns, was es bedeutet, wenn wir ständig aufgefordert werden, starke Frauen zu sein. Dass Männer von jeglicher Mitarbeit befreit sind? Dass man uns Hindernisse in den Weg legen darf, weil starke Frauen eh ganz super sind im Überwinden von Barrieren und nichts lieber tun? Wir können uns vornehmen, dass wir auf einer gerechten Lastenverteilung bestehen, statt uns und einander ständig Superwoman-Kräfte abzuverlangen,.

Viertens: Wir fragen uns, warum wir uns andauernd als die Grössten und Besten bewähren und beweisen sollen. Wollen wir in einer beinharten Wettbewerbsgesellschaft leben? Im Zeitalter der Rampensau? Zu gnadenloser



Selbstvermarktung gezwungen? Oder finden wir Mittel und Wege, uns dieser Art von Konkurrenzverhalten zu verweigern und trotzdem nicht in der Armutsfalle, in der Küchenfalle, in der Abseits-Falle zu landen?

Fünftens: Wir verlieren nicht aus dem Auge, dass Gender eine Querschnittmaterie ist.

Ja, klar, wir arbeiten in unterschiedlichen Ressorts, zu unterschiedlichen Themen, es geht in unserer Arbeit nicht unbedingt explizit um Frauen. Trotzdem spielen sie zumindest implizit immer eine Rolle. Sie sind Betroffene von der Innen- wie von der Aussenpolitik, und häufig sind sie anders betroffen als Männer. Flüchtlingspolitik: Weltweit sind genauso viele Frauen auf der Flucht wie Männer, thematisiert wird aber vor allem die Situation der Männer – zugegebenermaßen nicht uneigennützig, denn sie sind diejenigen, die es bis zu uns schaffen und uns vor Probleme stellen. Trotzdem: Frauen sind in den Lagern, in denen sie zurückbleiben, von Vergewaltigung und vom Verhungern bedroht, das geht fast unter.

Finanzpolitik wirkt sich in mancher Hinsicht auf Frauen anders aus als auf Männer, Stichwort Gender Budgeting.

Wirtschaft: Stichworte Führungspositionen, Quote, Einkommensschere. Kultur – eine lange Tradition des Übergehens, Übersehens, Kleinredens von Frauen. Und so fort, bis hin zur feuilletonistischen Plauderei über Kinder und Haushalt, die a priori durchaus ihre Berechtigung hat, denn das Private ist bekanntlich politisch. Und wenn die Darstellung des Privaten dazu dient, Rollenbilder zu thematisieren, den alltäglichen Umgang mit Rollenanforderungen, die Diskrepanz zwischen theoretischem Anspruch und praktischen Möglichkeiten zu veranschaulichen, dann nützt uns das. Wenn sie hingegen nur insofern politisch wirkt, als sie suggeriert, dass sich Frauen am

lieben in ihrer kleinen apolitischen Welt tummeln, dann schadet es uns. Also auch hier: Achtung, Falle.

So. Zum Abschluss möchte ich Euch ein Video zeigen, auf das ich durch Zufall gestossen bin und das, wie ich finde, ein sehr illustratives Beispiel für die Gruppendynamik zwischen Männern und Frauen ist, und das anschaulich zeigt, warum wir eine Räuberinnenleiter brauchen. Damit wir die einander machen können, müssen allerdings erst einmal genügend Räuberinnen vorhanden sein. Darum: Quote! Räuberinnen-Quote! Andernfalls schaut es so aus, wie wir gleich sehen werden.

[www.bodybackcreamer.at](http://www.bodybackcreamer.at)

Video